

Integration als Lern-, Entwicklungs- und Wachstumschance für die Gemeinde

1. Die Schlüsselfrage: Was können „Alt-“ und „Neu-Christ/innen“ voneinander lernen?

„Was können Sie von Christen, die als Kind oder früher als Sie getauft worden sind, lernen? Und umgekehrt: Was, denken Sie, können diese von Ihnen lernen?“ Diese Fragen nach dem wechselseitigen Lernen sind Schlüsselfragen im Integrationsprozess Neugetaufter in eine Gemeinde. Sie erschließen Möglichkeiten, wie Integration auch verstanden werden kann: als Lernprozess.

Hier wurden sie erwachsenen „Jung-Christ/innen“ aus Tschechien im Rahmen einer pastoraltheologischen Studie zum Erwachsenen-katechumenat gestellt. Die Studie¹ war ein Kooperationsprojekt zwischen dem Institut für Pastoraltheologie der Universität Wien (seit 2005: Institut für Praktische Theologie, Fachbereich Pastoraltheologie und Kerygmantik) und dem Institut für Praktische Theologie der Südböhmischen Universität in Budweis. Petr Slouk und Michal Kaplánek interviewten im Jahr 2004 dazu 46 Frauen und Männer im Rahmen einer qualitativen Befragung: Welche Erfahrungen haben diese nach ihrer Taufe beim Eingliederungsprozess in die katholische Kirche gemacht? Es ist eine der so gut wie kaum vorfindbaren empirischen Studien, die sich auch mit der Zeit nach der Taufe befassen – konkret mit den Integrationsprozessen Neugetaufter in Gemeinde und Kirche.

Was schätzen die „Neu-Christ/innen“ an ihren kirchlich älteren Schwestern und Brüdern im Glauben? Genannt wurden: Kenntnis der kirchlichen Tradition, der Bibel und der Lesungen bei der Liturgie. Wissen und Überblick der „Alt-Christ/innen“ geben Orientierung und führen in den kirchlichen Alltag ein. Als inspirierend wurde auch das Lebenszeugnis jener Christ/innen bezeichnet, die tief verwurzelt im Glauben in Treue und Ausdauer christlich lebten – auch und gerade durch die Zeit der Verfolgung im kommunistischen Regime. Verantwortungsbewusstes Beten, Ehrfurcht vor dem Namen Gottes, Pflege kirchlicher Traditionen wurden angeführt. Attraktiv erschien auch ein lebendiger Glaubensstil, z. B. jener der älteren Frauen, die zeigen, dass Freude an Glaube und Kirche bis ins hohe Alter

1 Vgl. Petr Slouk: Wie Erwachsene Christen werden. Zur Eingliederung von erwachsenen Jungchrist/innen in Tschechien, in: *Diakonia* 39 (2008), 438-444; Michal Kaplánek: Warum Erwachsene Christen werden. Motive der Erwachsenentaufe in Tschechien, in: *Diakonia* 39 (2008), 276-283.

erhalten bleiben können.

Umgekehrt meinten die Befragten, dass ihr eigenes, junges Glaubensleben ebenso Inspiration für die „Alt-Christ/innen“ bedeuten kann – eine bewusstere Teilnahme am kirchlichen Leben, nach dem Motto: Weniger ist oft mehr. Persönliche Überzeugung, Authentizität, persönlicher Einsatz seien ihr besonderer Beitrag. Die Befragten hielten sich selbst für ein Zeugnis, dass der Glaube lebendig ist. Er kann ohne von Geburt an mitgeliefert oder durch religiöse Erziehung im Kindesalter anerzogen zu sein, von Einzelnen entdeckt und entfaltet werden – auch in einer säkularisierten Gesellschaft wie in Tschechien. Kirche kann für junge Menschen interessant sein, das sei ihre Botschaft. Ihre Existenz mache sichtbar, dass es auch außerhalb der Kirche Menschen gibt, die sich um das Gute bemühen und hohe Werte verfolgen. Diese Erfahrungen bringen die Jung-Christ/innen ihrer Meinung nach in die Kirche mit. Zudem wollen sich die „Neuen“ einbringen – und äußern wesentlich drei Bedürfnisse: nach intellektueller Vertiefung des Glaubens, nach spiritueller Verwurzelung und praktischer Einführung in das kirchliche Leben.

Dennoch verweisen die Studienergebnisse darauf, dass die solcherart von Seiten der Neu-Christ/innen ermöglichten, auf Wechselseitigkeit hin angelegten Lernprozesse, die Integration ermöglichen können, nicht immer klappen. Die Studie zeigt deutlich, dass Integration ein wechselseitiger Prozess von Nehmen und Geben zwischen den Alteingesessenen und den Neuzukömmlingen sein könnte – dass dieses Potential aber nicht immer freigesetzt wird. Wie steht es um die Möglichkeiten des reflektierenden Erfahrungsaustausches beider Gruppen? Kommen die Erfahrungen und Wünsche der „Neuen“ ausreichend zu Wort? Können sie sich mit ihren Beiträgen einbringen und Gemeinde mitgestalten?

Slouk und Kapláník filtern aus den Erfahrungen der Befragten sechs Typen² heraus, die divergente Erfahrungen mit Integrationsprozessen widerspiegeln. Von diesen ausgehend möchte ich Rückschlüsse und kritische Anfragen an Gemeinde formulieren.

- *Die Integrierten:* Sie haben ihren Ort in der Kirche gefunden, nehmen regelmäßig am gottesdienstlichen Leben teil, engagieren sich in einer Bibel-, in einer Eherunde oder ähnlichen Kleingemeinschaft. Sie übernehmen Mitverantwortung und Dienste in der Gemeinde.
- Hier scheint Integration gelungen zu sein. Motive und Wünsche der Neugetauften sind befriedigt, wechselseitige Erwartungen, Glaubens- und Lebensstil passen offenbar gut zueinander. Aber, wird man auch die Autoren in ihrer Bewertung fragen müssen: Ist die Übernahme und Einpassung in eine bestimmte vorfindbare Form von Glaubens- und Gemeindeleben bereits Integration in die

2 Vgl. Petr Slouk, s.o., S. 443-444.

Kirche? Beschrieben wird ja hier eine ganz spezifische Form von hochaktivem Gemeindeleben – und die Wahl des Begriffes „integriert“ legt nahe, diese sei die normative Form von Gemeinde. Sind jene, denen diese Art, Gemeinde zu leben, nicht entspricht, schon per se „nicht-integriert“? Was wäre, etwas polemisch nachgefragt, wenn eine solche Gemeinde z. B. an der nicht selten verbreiteten „Krankheit“ mancher Gemeinde leidet, nämlich ein kirchlicher Verein zu sein, ohne universalkirchlichen oder gesellschaftlichen Bezug? Die veröffentlichten Daten lassen keine Rückschlüsse zu, aber zumindest fällt eine gewisse Binnenorientierung in der Art der Beschreibung von Gemeindezugehörigkeit auf. Gemeindeleben in seinem konstitutiven Bezug zur Universalkirche, zur Ökumene, zur Gesellschaft wird jedenfalls nicht sichtbar. Deren Fehlen wäre aber ein Manko, auch wenn der Integrationsprozess als noch so „gut“ empfunden wird.

Ähnliches muss man bei der zweiten Gruppe nachfragen:

- *Die Zufriedenen:* Sie haben ihr Ziel erreicht, denn ihr Beweggrund für die Taufe war nicht selten eine Hochzeit oder der „familiäre Friede“. Diese Gruppe ist vorrangig über die Familie in die Kirche eingebunden.
- Christlicher Glaube in Europa ist, wie empirische Studien³ wie der Religionsbarometer 2008 oder die Österreichische Wertestudie 2008 zeigen, oftmals individualistisch und familial strukturiert. Er dient der Orientierung im Lebensalltag und dem Trost des Einzelnen und gibt der Familie Heimat und Stütze. Das sind legitime Funktionen auch des Gemeindelebens. Niemand – kein Einzelner, keine Gemeinde – kann und muss das Ganze des christlichen Glaubens ausschöpfen und abdecken. Dennoch zeigen der religionssoziologische Befund und dessen theologische Reflexion, dass damit nicht selten eine sozio religiöse Verengung christlicher Glaubenspraxis ebenso verbunden ist wie eine theologische Schieflage: der Verlust der gesellschaftspolitischen Dimension und Lebensrelevanz des Glaubens für jene Menschen, die ihr Leben nicht primär rund um Familie und Heimat anordnen. Die Erodierung traditionell-kirchlicher Lebensformen in Europa hat darin – in einer „Ver(klein)bürgerlichung“ der Kirche – wesentliche Gründe. „Manche Gemeinden erschöpfen sich im binnenfixierten Aktionismus eines harten Kerns und können nicht mehr wahrnehmen, was Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen sind, mit denen sie Tür an Tür leben. Vor allem wächst die Sehnsucht nach spirituellen Erfahrungen

3 Bertelsmann-Stiftung: Religionsmonitor 2008, Gütersloh 2007. – Paul M. Zulehner/Regina Polak: Von der „Wiederkehr der Religion“ zur fragilen Pluralität, in: Christian Friesl/Regina Polak/Ursula Hamachers-Zuba (Hg.), Die Österreicher/-innen. Wertewandel 1990-2008, Wien 2009, 143-206.

und nach sinnvollem sozialen Engagement gerade unter Menschen in unseren Breiten.“⁴ Frage: Sind Zufriedenheitsgefühl und friktionsfreie Zugehörigkeit ausreichende Qualitätskriterien für gelungene Integration?

Die weiteren Gruppen, die Slouk und Kaplánek beschreiben, lassen Schwierigkeiten beim Integrationsprozess erkennen.

- *Die Sehnsüchtigen:* Sie feiern regelmäßig Gottesdienste, gehören evtl. auch einem postkatechumenalen Kreis an, würden aber gern mehr dazugehören und leiden unter der Abkapselung kleiner Gruppen und der Anonymität der Gemeinden.
- *Die Geschockten:* Das sind jene Hochschulabsolvent/innen, die (meistens in einer Stadt) ein spirituell und intellektuell anspruchsvolles Katechumenat erlebten; deren Bild von Kirche aber nach einem Übersiedeln ins Wanken geriet oder enttäuscht wurde.
- *Die Suchenden:* Sie sind nach der Tauffeier weiterhin auf der Suche, weil sie nach wie vor nicht sicher sind, ob die katholische Kirche für sie richtig ist.
- *Die Ausgebrannten:* Das sind jene jungen Christ/innen, die nach der Taufe keinen Anschluss gefunden haben und nicht mehr am kirchlichen Leben teilnehmen.

Diese Gruppen sind eine offenkundige Anfrage an die Gemeinden und die Kirche. Wie kann hier Integration gelingen? Warum ist sie misslungen? Was genau ist misslungen: Integration in eine konkrete Gemeinde oder in die Kirche? Welche Probleme machen diese Gruppen implizit sichtbar? Neben den individuellen Schwierigkeiten der Befragten verweist der Befund indirekt auch auf wesentliche Elemente von Integration: persönliche Begleitung der Neugetauften, tragfähige und belastbare Beziehungen, nachgehende Aufmerksamkeit und reflektierendes Gespräch über den Integrationsprozess, eine größere Vielfalt an Lebensgemeinschaften, Lebensformen und Teilhabemöglichkeiten. Ein Verständnis von Integration als wechselseitigem Lernprozess könnte helfen, diese Elemente person-, situations- und zeitgerecht zu entwickeln.

Mit der Frage nach dem wechselseitigen Lernen ist eine – wenn nicht DIE – Schlüsselfrage von Integrationsprozessen Neugetaufter in Gemeinde und Kirche benannt. Es ist eine Frage, die sich auch die „Alt-Christ/innen“ stellen können. Nicht nur: Was können Jung-Christ/innen von uns lernen? Sondern auch: Was können wir als Gemeinde von den Neu-Christ/innen lernen? Diese bringen ja ihre je persönlichen Lebens- und Glaubenserfahrungen mit. Auf diese zeitgerecht zu hören, lässt auch in Bezug auf christliche Gemeindeformen erfinderischer werden. Integration

4 Bernhard Spielberg: Importware oder Impulsgeber? Was steckt hinter dem Asian Integral Pastoral Approach?, in: *Diakonia* 38 (2007), 183-190, 187.

meint ja nicht, alles für die Neugetauften zu tun, sondern mit ihnen gemeinsam als Gemeinde zu wachsen.

Mit meinen Anfragen möchte ich keinesfalls die Verantwortung für gelungene oder misslungene Integration ausschließlich der Gemeinde übertragen. Versteht man Integration als wechselseitigen Lernprozess, entscheiden über „Erfolg“ und „Misserfolg“ immer alle Beteiligten. So könnten ja die „Geschockten“ und „Ausgebrannten“ trotz intensivster und bester Bemühungen einer Gemeinde an den eigenen überzogenen Ansprüchen und Erwartungen gescheitert sein. Oder die wechselseitigen Erwartungen beider Seiten passen zu diesem Zeitpunkt schlichtweg nicht zueinander. Solches „Scheitern“ kann manchmal notwendig sein, damit jemand seine eigene Glaubens- und Lebenspraxis weiterentwickelt und sucht – an anderen Orten.

Aber die Studienergebnisse ermöglichen es, Gemeinde für das Problembewusstsein zu sensibilisieren und die entscheidenden Fragen zu stellen. Denn: Wirkliche „Wechselseitigkeit“ ist in Integrationsprozessen niemals gegeben, können die „Neuen“ nur in dem Ausmaß mitgestalten und teilhaben, wie die „Alten“ ihnen Raum eröffnen. „Erfolg“ und „Misserfolg“ von Integration sind nicht automatisch und ohne weiteres auszumachen. Vertiefte empirische Studien sind nötig – denn Motivationen und Erwartungen (der „Alten“ und der „Neuen“) sowie konkrete Integrationspraxis verschränken sich komplex und entscheiden über die Bewertung eines Integrationsprozesses und dessen Qualität. Hinzu kommt, dass theologisch weder Zufriedenheit der Integrierten noch der Gemeinde ausreichen, um festzustellen, Integration sei gelungen. Auch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sozialform von Gemeinde ist theologisch noch kein ausreichendes Kriterium für gelungene Integration. Umgekehrt bedeutet daher „Scheitern“ nicht automatisch das Ende eines Integrationsprozesses; entscheidend ist, woran und wie gescheitert wird und was daraus gelernt werden kann – von den neuen und alten Christ/innen. Und wie es danach weitergeht. Dazu bedarf der/die Neugetaufte einer Person, die ihn/sie treu begleitet auf seinem Weg in die und in der Kirche.

Ich möchte im Folgenden exemplarisch vier Fragen anschneiden, die aus der Sicht von Gemeinde zu reflektieren und zu klären sind, wenn sie ein Ort gelungener Integration werden möchte. Die Frage nach der Integration ist weniger eine Frage von kochrezeptartigen Integrationstechniken, sondern aus der Sicht der Gemeinde eine große Chance für einen Lernprozess, in dem sie sich selbst besser verstehen lernt, sich weiterentwickeln und wachsen kann. Dies ist mein Ausgangspunkt: Ich verstehe Kirche als Lebensgemeinschaft in Christus, in der Menschen gemeinsam lernen, als Christ/innen zu leben. In diesem Sinn ist Kirche konstitutiv eine Lerngemeinschaft. Gemeinde als Kirche am Ort ist Lebens- und

Lerngemeinschaft in Christus. Christinnen und Christen sind Jüngerinnen und Jünger Jesu. Das griechische Wort für Jünger – mathetai – meint Schüler und Lehrlinge, und das bedeutet: Lernende. Christ/innen lernen – vor der Taufe, nach der Taufe, ein Leben lang. Christsein bedeutet: in einer Lebensgemeinschaft mit Anderen immer mehr Christ/in zu werden. Der Missionsauftrag Jesu in Mt 28 verweist darauf: „Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern (=Lernenden), tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe.“

2. Was ist denn Ziel eines Integrationsprozesses?

Neugetaufte „müssen mehr und mehr herausfinden und erproben, wo ihr eigener Ort als Christ und Christin in Gemeinde, Kirche und Gesellschaft ist. Sie müssen Formen finden, wie sie den Glauben in ihrem Alltag eigenständig leben können. Dies wird umso besser möglich sein, wenn regelmäßiger Kontakt und Austausch mit anderen Christen gegeben sind, wobei den Paten eine besondere Verantwortung zukommt.“⁵

Mit der Taufe wird ein Mensch in die Kirche eingegliedert. Dies eröffnet einen großen Raum an Lebensmöglichkeiten. Keinesfalls wird der/die Einzelne von vornherein auf eine bestimmte soziologische Form von Christsein festgelegt, auch nicht auf eine bestimmte Gemeindeform, wie das Positionspapier „Erwachsenentaufe als pastorale Chance“ (2001) der Deutschen Bischofskonferenz verdeutlicht. Entscheidend sind Kontakt und Austausch – also Beziehung zu anderen Christ/innen. Ohne Gemeinschaft mit anderen Christ/innen kann niemand Christ werden. Ohne Gemeinschaft vertrocknet der Glaube zur Theorie und Weltanschauung ohne Lebenspraxis. Aber: Ziel der Integration ist nicht in erster Linie die An- und Einpassung in eine bestimmte Gemeinde, sondern konkrete Verortung des Glaubens in der Kirche, sodass dieser werden kann, was er ist: eine Lebenspraxis mit Anderen. Ziel ist, dass der/die Neugetaufte, den ihm/ihr gemäßen Ort in Gemeinde, Kirche und Gesellschaft findet. Dieses Ziel ist ein maßgebliches Kriterium für Integration.

Entscheidend ist: Der Neugetaufte soll seine von Gott her ergangene Berufung und die ihm dazu geschenkten Charismen entdecken, entfalten, entwickeln, leben und einbringen können. Die Neugetaufte soll ihren Dienst in Kirche und Gesellschaft sinnvoll, hilfreich und in Freude ausüben können. Die Neugetauften sollen ihren Glauben in Gott tief verwurzeln, spirituell wachsen und feiern sowie das Wort Gottes hören und die Sakramente feiern können. Das bedarf eines Ortes, an dem dies ent-

5 Deutsche Bischofskonferenz: Erwachsenentaufe als pastorale Chance. Impulse zur Gestaltung des Katechumenats, Bonn: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz 2001, 19

deckt, gelernt, geübt werden kann – mit Anderen, die begleiten, anfragen, bekräftigen oder Kritik üben. Hierzu soll Integration in Gemeinde dienen. Gemeinde ist also ein Lernort, der Einzelne zu ihrem eigenen christlichen Leben befreien und ermächtigen kann.

Die Trias Gemeinde – Kirche – Gesellschaft und das personbezogene Ziel machen auf die Komplexität und den Prozesscharakter des Integrationsprozesses aufmerksam. Es geht nicht um Stabilisierung und Anpassung, Formatierung und Sesshaftwerdung. Die Verortung in einer Gemeinde ermöglicht, dass Glaube lebendig bleibt: mit Wegbegleiter/innen vertieft und gepflegt wird, in Kirche und Gesellschaft wirken kann. Zugespitzt: Der/Die Neugetaufte soll ein mündiger Christ, eine mündige Christin werden können. Mit dem evangelischen Theologen Hans-Jürgen Fraas lässt sich ein/e solche/r beschreiben als eine/r, der/die die ihr/ihm gemäße Form des Christ-Seins sucht – und was dies heißt, erfährt er/sie im Ausstrahlungsbereich christlicher Gemeinde.⁶

Dieses Ziel erinnert zugleich die Gemeinde daran, was ihr selbst aufgegeben ist. Die Aufgabe, mündige/r Christ/in zu werden, ist ja für jede und jeden unabgeschlossen und unabgeschlossenbar. Keine Gemeinde hat schon alle Möglichkeiten ausgeschöpft, den christlichen Glauben zu leben – keine/r ihrer Gläubigen, noch die Gemeinde als Ganze. So betrifft das Ziel, den je eigenen Ort in Gemeinde, Kirche und Gesellschaft zu finden, jedes Gemeindemitglied und die Gemeinde als ganze – und immer wieder neu. Dieses Ziel ist nicht abschließbar, andernfalls erstarren Christen und Gemeinden. Daran kann ein Integrationsprozess eines „Neuen“ erinnern: die je eigene Berufung und Aufgabe zu suchen und zu finden, den je eigenen Weg des Christ-Werdens zu reflektieren – als Christ/in, als Gemeinde. Integration von Neugetauften versetzt in Bewegung und kann unruhig machen: Wer bin ich als Christ/in? Worum willen leben wir als Gemeinde? Die „Neuen“ können die „Alten“ an etwas erinnern, das ihnen selbst aufgegeben ist: dass Christwerden ein ständiger Prozess ist; dass Gemeinde kein Selbstzweck ist, sondern Berufung und Auftrag hat.

Der Gemeinde kommt beim Integrationsprozess neuer Christ/innen also eine unverzichtbare und bedeutsame Rolle zu. Freilich ist diese Rolle relational, also bezogen auf das Ziel. Integration in die Gemeinde ist kein Selbstzweck, sondern steht in einem größeren Horizont der Integration eines Christen in Kirche und Gesellschaft. Die Integration eines Neu-Christen kann dazu beitragen, gemeinsam mit ihm/ihr ein sich verwandelnder Lebens- und Lernort zu werden. Ein Lebensort, wo Menschen miteinander die individuellen und gemeinsamen Berufungen und Aufgaben in Kirche und Gesellschaft entdecken und leben lernen, ein Ort, an dem Menschen im Glauben verwandelt werden und wachsen. So kann der

6 Vgl. Hans-Jürgen Fraas: Religiöse Erziehung und Sozialisation im Kindesalter. Göttingen 1973.

Neugetaufte die Gemeinde, die Gemeinde den Neugetauften anregen, sich des eigenen Wesen und Ziels wieder zu vergewissern. Der Einzelne dient so der Gemeinde, die Gemeinde dem Einzelnen. Individualität und Gemeinschaft werden zugleich gestärkt und gefördert. Sie wachsen proportional. Dieses wechselseitige Dienen ist freilich nicht funktional zu verstehen, sondern als konkreter Glaubensvollzug der Kirche. Gemeinschaft ist nicht bloß „praktische“ Dienstleistung am Einzelnen, sondern nur als und im Dienst Einzelner aneinander – als Gemeinschaft – vollziehen sich Gemeinde und Kirche. Dienen meint hier: Einander begleiten und ermächtigen, den von Gott her zgedachten Weg zu suchen und zu finden: als Einzelne/r und als Gemeinschaft.

Wie der einzelne Neugetaufte in Beziehung zur Gemeinde steht, kann vielfältige Formen annehmen. Das intensive Mitleben in Familienrunden und Bibelgruppen einer Pfarre ist nicht die einzig mögliche Form. Integration beschreibt einen wechselseitigen Beziehungsprozess des Zusammenwachsens mit unterschiedlichen Formen von Nähe und Distanz. Integration ist nicht erst gelungen, wenn der Neugetaufte sich in einer Gemeinde wohl fühlt, so lebt wie diese, ihr gleich geworden ist und dazu passt. Integration verlangt nicht Totalidentifikation – weder mit einer speziellen Gemeindeform noch mit der Kirche als ganzer. Integration beschreibt einen Beziehungsprozess, in dem der/die Einzelne, die Gemeinde und Kirche gemeinsam „werden“ und wachsen. Entscheidend sind Inhalt, Form, Qualität der Beziehung.

Christ/in werden, Christ/in sein braucht einen Ort. Gemeinde als Kirche am Ort (LG 26) ist daher konstitutiv für ein kirchliches Leben. Der Glaubensweg ist untrennbar gebunden an Gemeinde. Der Christ, die Christin hat diesen Glauben ja nicht erfunden, sondern vorgefunden. Die Bezogenheit ist daher unverzichtbar. Aber der individuelle Glaubensweg ist unterscheidbar von der Zugehörigkeit zu einer konkreten Gemeinde. Jede Gemeinde, die sich überlegt, wie „der/die Neue“ integriert werden kann, ist daran zu erinnern. Wohl aber kann und darf sich jede Gemeinde fragen: Wie und womit können wir die Neugetauften begleiten, den je eigenen Glaubensweg und -ort in Kirche und Gesellschaft zu suchen und zu finden? Was und wie können wir beitragen, damit sie ihre Charismen – Berufung und Aufgabe – suchen und finden können? Und: Was können wir dabei von ihnen lernen für unsere eigene Entwicklung, als Einzelne, als Gemeinde? Denn die Neugetauften können umgekehrt dazu beitragen, dass eine Gemeinde ihre je spezifischen Charismen wiederentdeckt, belebt und weiter wächst. Dies wären Leitfragen eines Lernprozesses für beide Seiten. Freilich, ein solcher kann irritierend, verstörend, konfliktiv sein – weil er allzu Selbstverständliches in Frage stellt, Vergessenes in Erinnerung ruft, zu Umkehr und Aufbruch auffordert. Das ist immer riskant, aber gerade deshalb bereichernd für alle Beteiligten.

3. Was heißt Gemeinde und Kirche?

Aus theologischer Perspektive geht es bei Integrationsprozessen darum, Berufung und Dienst – zu dem Gott die Einzelnen und die Gemeinde aufruft und ermächtigen möchte – zu suchen. Damit wird zugleich die Frage nach dem größeren Kontext gestellt: Was ist denn überhaupt Wesen und Aufgabe von Gemeinde? Was ist denn Wesen und Auftrag der Kirche, in die der neue Christ, die neue Christin integriert wird?

Die Integration Neugetaufter – gerade wenn sie krisenhaft wird – ist eine Chance zur Selbstvergewisserung über das jeweilige (explizite und implizite) Gemeinde- und Kirchenverständnis – und dessen Korrektur und Weiterentwicklung. Nicht selten werden nämlich die je eigene, empirisch vorfindbare (soziologische) Form von Gemeinde und das, was Gemeinde theologisch meint, gleichgesetzt. Oder (gelungene wie misslungene) Integration in die Gemeinde identifiziert mit (gelungener und misslungener) Integration in die Kirche. Beides sind aber theologisch betrachtet Engführungen.

Zwei Unterscheidungen sind also zu treffen: 1) zwischen der soziologischen und theologischen Bestimmung von Gemeinde; 2) zwischen Gemeinde und Kirche. Unterscheidung meint jedoch nicht Trennung: 1) Gemeinde als theologische Größe gibt es nicht ohne konkrete Sozialform; aber diese ist nicht beliebig und von Evangelium und Tradition her immer reformwürdig und -bedürftig. Die theologische Kritik konkreter Sozialformen ermöglicht Entwicklung und Wachstum. 2) Gemeinde und Kirche sind untrennbar verbunden, aber nicht deckungsgleich. Wie sich Gemeinde selbst versteht wird bestimmt von dem, was jeweils als Kirche gedacht wird – et vice versa.

Die Integration von Neu-Christ/innen eröffnet die Option, das je empirisch vorfindbare Gemeinde- und Kirchenverständnis ins kritische Gespräch zu bringen mit dem, was Gemeinde und Kirche in der Spur von Evangelium und Tradition meinen. Die dabei auftauchenden Differenzen eröffnen Entwicklungsmöglichkeiten. In Kürze seien daher die wesentlichen Kriterien genannt, die bei solcher Selbstvergewisserung der Gemeinde helfen können, sich selbst kritisch zu hinterfragen und weiterzuentwickeln.

3.1 Gemeinde

In der katholischen Kirche wird der Begriff Gemeinde eigentlich erst nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil bedeutsam. Dies hängt mit dessen erneuertem, an Bibel und Patristik orientierten Kirchenverständnis zusammen, das Kirche nunmehr (wieder) als personale und sakramentale Gemeinschaft versteht. Gemeinde wird verstanden als „Kirche am Ort“

(LG 26). Von einem Selbstverständnis der Kirche als *communio* und wanderndem Gottesvolk her war es möglich, den Gemeindebegriff, der zunächst in der protestantischen Kirche gebräuchlich war, zu übernehmen. Martin Luther hatte mit „Gemeinde“ das biblische Wort *ekklesia* übersetzt.

In der katholischen Theologie und kirchlichen Praxis trat dieses Wort nunmehr an die Stelle des Begriffes „Pfarrei“, der die „Seelsorgeeinheiten“ – also Verwaltungseinheiten – auf der untersten Ebene bezeichnete. Als Gemeinden wurden und werden dann sowohl kirchliche Gemeinschaftsformen unterhalb und neben der Pfarrei bezeichnet (Hausgemeinde, Personalgemeinde, Basisgemeinde) wie auch diese selbst („Pfarrgemeinde“). Nach dem Konzil wurde intensiv in den Prozess der Gemeindewerdung investiert: Es entstanden „integrierte Gemeinden“, „Basisgruppen“, „brüderliche Gemeinden“ uvm. Theologisch wurde dieser Prozess vor allem von Ferdinand Klostermann fundiert, der mit seinem „Prinzip Gemeinde“ davon ausging, dass *ekklesia* nur an einem bestimmten Ort geschehen kann und sich deshalb als Orts- und Einzelgemeinde aktualisiere. Wesentlichen Einfluss hatten auf dieses erneuerte Verständnis auch die lateinamerikanischen Basisbewegungen, die schon vor 1965 entstanden und sich seit 1965 in Europa (v.a. Italien, Niederlande, Schweiz, Deutschland) ausbreiteten.

Der Wechsel im Sprachgebrauch verdeutlicht, dass nicht der rechtlich-institutionelle Charakter der zentrale Aspekt von Gemeinde ist, sondern vielmehr die personale Gemeinschaft von Gläubigen, die sich freiwillig versammeln und in der Nachfolge des Evangeliums Jesu Christi leben. Gemeinde wird Ereignis gemeinsam gelebter christlicher Existenz, die sich als Feier (Liturgie), Zeugnis und Verkündigung (*martyria*) und Dienst in Kirche und Gesellschaft (*diakonia*) vollzieht. An einem konkreten Ort sammeln sich Menschen in Christus und werden gesendet in Kirche und Gesellschaft. Das Personalprinzip wird wichtiger als das Territorialprinzip.

Für die Frage nach der Integration bedeutet das: Nicht die Zu- oder Einordnung in eine vorgegebene Verwaltungseinheit ist zentral, sondern die Ermöglichung, an einem konkreten Ort am Beziehungsprozess und Ereignischarakter der Glaubensgemeinschaft – untereinander, mit Kirche und Welt und mit Gott – teilnehmen, teilhaben und diesen mitgestalten zu können – und von diesem aus Kirche und Welt mitzugestalten im und aus dem Geist des Evangeliums Jesu Christi. Dieser – sakramentale – Beziehungsprozess kann die unterschiedlichsten sozialen Formen annehmen.

Was ist unverzichtbar – und daher wesentlich für die je konkreten sozialen Formen? Hier hilft der Blick auf den neutestamentlichen Befund.

Bereits im Neuen Testament hat der Begriff *ekklesia* eine doppelte

Bedeutung, nämlich als Kirche im Sinn von Gesamtgemeinde und als Einzelgemeinde, wobei eine exakte Abgrenzung nicht immer durchzuhalten ist. Mt 16,18 – die Verheißung, dass die Kirche nicht untergehen wird – bezieht sich z. B. auf die Gesamtkirche; Mt 18, 17 auf eine Einzelgemeinde. Zudem begegnet ekklesia, insbes. bei Paulus, auch in der Bedeutung der Hausgemeinde, also die Gemeinschaft jener Christ/innen, die sich immer wieder in einem Haus zum Gottesdienst treffen (z. B. Apg 15,22; 1 Kor 16,19). In der Apostelgeschichte findet sich der Begriff ekklesia im Singular und im Plural, jedoch meint das nicht, dass Kirche in Einzelgemeinden zerfällt. Vielmehr stellt – wie bei Paulus – jede Einzelgemeinde die Kirche in der lokal begrenzten, konkret sich ereignenden Weise dar. Die Aufnahme in die kirchliche Gemeinschaft erfolgt durch die Taufe, diese Gemeinschaft wird im Herrenmahl immer wieder neu empfangen und bestätigt (1 Kor 11-12). Gemeinde bezeichnet also im Neuen Testament das ganze Spektrum von der Versammlung jener Gläubigen, die zum Hören des Wortes Gottes und zum Liebesmahl zusammenkommen über die Gemeinschaft aller Christ/innen, die in einer Stadt leben (Ortsgemeinde) bis hin zur Bezeichnung des ganzen Gottesvolkes, wo immer es auch lebt. Schon das Neue Testament zeigt die enge Zusammengehörigkeit von Einzelgemeinde und Gesamtkirche – und die Vielfalt der Organisationsformen.

Entscheidend aus biblischer Sicht für das Wesen von Gemeinde ist zweierlei:

- Mit Apg 2,42: „Sie blieben beständig bei der Lehre der Apostel, bei der Gemeinschaft, beim Brotbrechen und bei den Gebeten“. Unverzichtbar ist die beständige gemeinschaftliche Versammlung der Gläubigen, in deren Zentrum das Hören des Wortes Gottes und die Feier des Herrenmahls stehen.
- Unverzichtbar neben der Sammlung ist die Sendung: Gemeinde ist kein Selbstzweck, sondern die Versammelten werden von Gott und durch das gemeinsame Leben und Feiern ermutigt, ermächtigt und bekräftigt („aufgebaut“), ihrem Dienst in der Welt nachzugehen – das Evangelium in Wort und Tat zu verkünden (= leben, lernen und lehren).

Soziologisch können solche Sammlung und Sendung die verschiedensten Organisations- und Institutionalisierungsformen annehmen – und so ist es ja historisch auch geschehen: von den ersten christlichen Gemeinden in den Städten, wo der Gottesdienst bei der bischöflichen Kirche konzentriert war, über das Eigenkirchenwesen bis hin zur Entstehung des territorial gegliederten Parochialsystems.

Jeder Integrationsprozess eines „Neuen“ stellt so vor die Frage, wie die konkrete Gemeinde diese beiden Elemente realisiert. Tut sie es so, dass die Neu-Christ/innen an Sammlung und Sendung teilhaben und

sich selbst mit ihren eigenen Möglichkeiten einbringen können? Diese Frage kann in einer Gemeinde einen selbstkritischen Blick auf die eigenen Versammlungs- und Sendungsformen lenken. Sie kann den Blick auch nach außen richten lassen und Horizont weiten: Denn zum einen kann sie nur beantwortet werden, wenn ich die Wirklichkeit und Welt des Neugetauften wahrnehmen und verstehen lerne – und zugleich die eigene gemeindliche Wirklichkeit mit seinen Augen sehe. Zum anderen wird so aber auch der Blick auf den eigenen Standort innerhalb der Gesellschaft gelenkt. Entsprechen unsere Versammlungs- und Sendungsformen den Fragen und Anforderungen der Zeit? Durch den Neugetauften wird diese große, abstrakte Frage plötzlich sehr brennend und konkret. In dieser Konkretheit liegt eine Riesenchance.

Die Erinnerung an den biblisch-theologischen Gemeindebegriff ermöglicht somit eine Vertiefung des je eigenen Gemeindeverständnisses und konkrete Veränderung. Der Neugetaufte kann dazu anstoßen, die eigene Gemeinde zu befragen: Wie lassen wir das Ereignis Kirche und die damit verbundenen Beziehungsprozesse erfahrbar werden?

3.2 Kirche

Um welches Ereignis, um welche Beziehung geht es denn, um die Gemeinde konkret erfahrbar werden lassen kann? (Achtung: Das bedeutet nicht, dass sie das „machen“ kann!)

Hier hilft die Erinnerung an das Selbstverständnis der katholischen Kirche, wie es Lumen Gentium in Kapitel 1 formuliert: Sie bezeichnet sich gleich zu Beginn als „Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.“

Damit sind ein Ereignis und ein Beziehungsprozess beschrieben. Vereinigung und Einheit meinen keinen statischen, uniformen Zustand, sondern einen Vorgang, der sich als und in Beziehung ereignet: zwischen Gott und Menschheit, Mensch und Mensch. In diesem Prozess können und sollen Gott und die Menschen sowie die Menschen immer mehr eins und einig werden, in Liebe und Gerechtigkeit. Oder noch zugespitzter: Menschen können und sollen wahrnehmen und verstehen lernen, dass diese Einheit immer schon da ist und ihr vertrauen, aus ihr leben lernen.

Damit sind Wesen und Auftrag von Kirche formuliert: Sie versteht sich als den konkreten „Geistraum“, in dem diese innerste Wahrheit der Wirklichkeit konkret wahrnehmbar werden kann („Zeichen“) – und der wesentlich dazu beitragen kann, dass diese Wahrheit der Einheit konkret Gestalt gewinnen kann („Werkzeug“). Beides gelingt – oder misslingt – ihr in der und durch die Art, wie die Gläubigen leben: feiern, verkündigen, dienen. „Dargestellt“ und „hergestellt“ wird also Einheit zwischen Gott und

Dann hängt aber viel davon ab, was man denn unter „Einheit“ versteht: Uniformität? Identität? Gleichheit? – oder, wie es Evangelium und Tradition nahe legen: Liebe zur Vielfalt? Zeichen und Werkzeug der Einheit zu sein könnte meinen: Zu lernen, wie man gemeinsam in Liebe mit Vielfalt leben lernt – aus und in der Liebe Gottes, die solche Liebe ermöglicht. Das ist auch Möglichkeit und Aufgabe der Gemeinde.

Was harmonisch klingt, ist praktisch manchmal hart. Denn zuinnerst verbunden mit dem Konzept „Einheit in Vielfalt“ sind Differenz und Konflikt, Leiden und Scheitern, die konstitutiv mit Pluralität verbunden sind. Jesu Leben, seine Worte und seine Praxis verweisen darauf, dass er darin keine Störung, sondern Reichtum sah: Seine besondere Liebe zu den „Anderen“, die in ihrer Lebenspraxis nicht vorgegebenen sozialen und religiösen Normen entsprachen, spricht dafür. In dieser Liebe sprach er ohne Scheu Differenzen und Konflikte an (Zöllner, Ehebrecherin) – aber dies sollte nicht zum Ausschluss aus Gottes Liebe führen, sondern die Erfahrung der Liebe Gottes ermöglichen. Auch die kirchlichen Traditionen zeigen, dass Vielfalt Reichtum bedeutet – und Differenzenerfahrungen, Störungen und Konflikte immer wieder zur Weiterentwicklung geführt haben (was nicht die gewaltvolle Weise legitimiert, in der dies allzu oft stattgefunden hat).

In Vielfalt Einheit leben lernen ist auch die Herausforderung für Integrationsprozesse von Neugetauften. Mit dem/der Neugetauften kommt ein „Anderer“ hinzu. Wie geht die Gemeinde mit dieser „Andersartigkeit“ um? Nimmt sie sie wahr? Gibt sie ihr Zeit, Raum und Platz? Wie bewertet sie Differenzen und Spannungen, die dabei auftauchen – als zu beseitigende Störung oder als geschenkte Lernmöglichkeit für alle Beteiligten? Ist Einheit mit diesem Neugetauften nur möglich, wenn dieser so wird wie wir – uns gleich – und sich alle einig sind? Oder würde Einheit nicht gerade dann wahrnehmbar, wenn der/die Andere in seiner/ihrer Andersartigkeit in der Gemeinde einen Ort finden kann?

In der Erfahrung der Andersartigkeit – auch Einzigartigkeit – des „Neuen“ kann Gemeinde auch entdecken: Auch die „Alteingesessenen“ sind (vielleicht) nicht so gleich und einig, wie man dachte. Jede und jeder ist einzigartig – ein Anderer für den Anderen. Die Binnenpluralität der Gemeinde kann plötzlich wahrnehmbar werden – und damit verbunden auch Differenzen und Konflikte. Das ist nicht immer angenehm und friktionslos – aber so kann Gemeinde wachsen: in der Individualität ihrer Gläubigen, in ihrer Gemeinschaftlichkeit, in der Andersheit und Differenz Platz haben. So kann Gemeinde als Kirche am Ort „Einheit“ erfahrbar werden lassen. Integrationsprozesse von „Neuen“ lassen Differenzen wahrnehmbar werden und Konflikte entstehen: Versucht man diese in Harmonie aufzulösen – oder lernt man an ihnen, was Einheit in Vielfalt

konkret bedeutet: Liebe zur Andersheit. Vielleicht sogar: Dass Menschen einander brauchen, nicht trotz, sondern wegen ihrer Unterschiede?

Damit sind wir bei der nächsten Frage.

4. Was meint Integration?

Wie sich Einheit, Pluralität und Differenz zueinander verhalten, lässt die Frage aufkommen: Was versteht eine Gemeinde denn überhaupt unter „Integration“? Welche explizit und implizit leitenden Bilder und Vorstellungen hat sie davon, wie „gelungene“ Integration aussieht und wie diese zu erreichen ist? Das kirchliche Selbstverständnis, „Einheit in Vielfalt“ darstellen zu können und zu sollen, hat Auswirkungen auf das Integrationskonzept. Nicht jede Vorstellung von Integration ist damit kompatibel.

In der Soziologie bedeutet Integration (abgeleitet vom lateinischen *integratio*, „Ganzwerdung“) die prozeßhafte Ausbildung eines Ganzen. Integration beschreibt einen dynamischen, lange andauernden und sehr differenzierten Prozess des Zusammenfügens und Zusammenwachsens von Unterschieden zu einer Einheit bzw. Ganzheit mit dem Ziel, Exklusion (Ausschluss) und Segregation (Absonderung) zu minimieren. Ermöglichung von Partizipation spielt dabei eine Schlüsselrolle.

Bereits in der Soziologie und erst recht in der konkreten Integrationspraxis kann man erkennen, wie entscheidend sich das Verständnis von Einheit und Ganzheit auswirkt. Dies sei verdeutlicht an Modellen zur Integration von Migrant/innen. Typologisch lassen sich drei Modelle charakterisieren:

Das Assimilationsmodell: „Einheit“ – „Ganzwerden“ bedeutet hier, dass sich der Migrant der dominanten Mehrheitskultur des Aufnahmelandes einzufügen und auf seine kulturelle Identität und damit verbunden seine Andersartigkeit (in Werte-, Lebensstil-, Kulturfragen) aufzugeben hat. Zugehörigkeit erfolgt über Anpassungsleistung des Zugewanderten. Integriert sein heißt: Der Integrierte hat sich angepasst und eingefügt.

Das Separations- und Exklusionsmodell: „Einheit“ und „Ganzwerden“ erfolgen hier über die Erfüllung von Regeln und Gesetzen, die der Migrant schrittweise zu erfüllen hat, um dazuzugehören. Zugang zu den Vorteilen der jeweiligen integrierenden Gruppe gibt es nur, wenn diese Regeln und Bestimmungen erfüllt und eingehalten werden. Eine solch formale Integration fördert das Entstehen von Subkulturen und Sondergruppen, die ausgeschlossen sind. Die Beziehungen zwischen Integrierenden und Integrierten werden über Regeln gestaltet.

Das Multikulturelle Modell: „Einheit“ und „Ganzwerden“ werden hier

so ermöglicht, dass Migrant/innen sozioökonomische und politische Teilhabemöglichkeiten eröffnet bekommen. Zugleich werden die kulturellen Unterschiede explizit respektiert und geschützt. Zugehörigkeit ist nicht gebunden an kulturelle Anpassung. Der Migrant kann seine kulturelle Identität bewahren und am Ganzen teilhaben und es mitgestalten. Integration bedeutet Zugehörigkeit und Teilhabe an der Gestaltung des Gemeinsamen, die spezifische Identität des Integrierten ist geschützt, spielt aber im gemeinsamen Raum auch keine Rolle.

Überträgt man diese Integrationsmodelle auf Gemeindeintegration, findet man wohl alle drei in jeweiligen pastoralen Varianten. Versteht man Einheit jedoch als Liebe zur Vielfalt (und zu Differenz) und darin als wechselseitigen Lernprozess, trägt nicht einmal Modell drei sehr weit. Für eine Kirche bzw. Gemeinde, die sich als Ereignis und Beziehungsprozess solcher „Einheit in Vielfalt“ versteht, sind es keine gangbaren Wege. Der assimilierte Christ kann seine spezifischen Charismen nicht entwickeln und einbringen – die Gemeinde entwickelt sich nicht weiter. In einer Gemeinde, die Zugehörigkeit formal ermöglicht, gehört der Neuchrist (bestenfalls) zu einer Gruppe, zu der er am besten passt und pflegt dort seine Identität; auch hier lernt weder er noch die Gemeinde dazu. Das Multikulturelle Modell schützt die Identität des „Neuen“ und lässt ihn am Gemeinwohl der Gemeinde mitgestalten, aber seine spezifischen Charismen bleiben als Lernherausforderung für alle unsichtbar.

Ein Verständnis von Einheit als Beziehungsprozess, in dem Pluralität und Differenzen wesentliche Lernmöglichkeiten für alle Beteiligten sind, muss weitergehen. Die Unterschiede zwischen den „Neuen“ und den „Alten“ untereinander sind nicht nur zu schützen, sie sind offensiv ans Licht zu holen und reflex zu thematisieren. Nur so sind Entwicklung und Wachstum für alle möglich. Die Unterschiede und Konflikte sind ein unschätzbares Potential für die Entwicklung der Gemeinde und ihrer Mitglieder. Dies impliziert freilich Schwierigkeiten und Schmerzen, aber Einheit verweist ja nicht auf Harmonie, sondern meint Liebe. Wachstum in der Liebe ist jedoch ohne Leiden nicht zu haben.

Entscheidend für ein ekklesiologisch angemessenes Integrationsverständnis scheint die Frage zu sein: Wie werden Einheit, Pluralität und Differenz in ihrem Zusammenhang wahrgenommen und interpretiert? Gelten Differenzen und Konflikte als Störungen, die es rasch zu beseitigen gilt, weil sie zerstören? Oder machen sie authentische Einheitserfahrung überhaupt erst möglich, weil einige Menschen nur sein können, wenn sie ihre Einzigartigkeit und Andersheit nicht verstecken oder draußen halten müssen und als Ganze – so wie sie sind – sein dürfen und geliebt werden? Integration, die auf „Ganzheit“ zielt, muss aus christlicher Sicht immer auch und gerade die Anders- und Einzigartigkeit des Einzelnen im Blick haben, wahren und fördern. Zur Ganzheit, die Integration er-

strebt, gehören daher wesentlich Fragmentarität, Unvollkommenheit, Unterschiede. In der Liebe sind sie „aufgehoben“ – gerade nicht beseitigt, sondern sie kommen zum Leuchten. Differenzen sind von daher als jene Grenzerfahrungen zu verstehen, an denen und durch die der Einzelne und die Anderen in der Erkenntnis des Ganzen und der Wahrheit wachsen und sich entwickeln können. Einheit ist möglich nur durch Gott, der als Liebe die Unterschiede und Brüche zusammenhält.

Beim Streben nach Einheit und Ganzheit scheint es mit Blick auf die Praxis Jesu unabdingbar, die Anders- und Einzigartigkeit des Einzelnen in die Mitte zu stellen und als Maß zu nehmen. Die ganze Lebensbewegung Jesu ist bestimmt durch die Hinwendung zu Menschen, die „anders“ waren: Sünder, Besessene, Kranke. Vor ihm musste sich niemand verstellen. Er ließ jeden Menschen gelten, wie er war. Er kam auf sie zu und setzte sich zu ihnen. Er nahm sich Zeit für sie und zeigte ihnen, dass er sie wichtig nahm. Jesus hat Menschen nicht nach einem festgelegten Programm behandelt, sondern sich von ihnen das Maß seines Handelns aufgeben lassen. Selbst dort, wo er ein Programm hatte („Sendung zu den verlorenen Schafen Israels“) konnte ihn eine fremde Frau durch ihr Glauben und Bitten von seinem Programm abbringen, sodass er sich nicht verwehren konnte. (Mt 15,21-18). Bei Jesus wird eine Anthropologie erkennbar, die Menschen nicht normiert, sondern in ihrer je einmaligen Wirklichkeit wahr- und vor allem annimmt – und dazu gehören Endlichkeit, Fragmentarität, Brüchigkeit, auch Sünde.

Integrationspraxis, die ihr Maß am Einzelnen und seiner Andersartigkeit nimmt, kann diese als Ausdruck des Reichtums der Schöpfung wahrnehmen. Aber weil dazu auch immer Differenz- und Konflikterfahrungen (mitunter unlösbar) gehören, gehören Leid und Schmerz auch zur Integration. Diese sind nicht zu verschweigen, sondern können gemeinsam in Geduld und Liebe getragen werden. Auch dies ermöglicht – geistliches – Wachstum der Gemeinde und ihrer Gläubigen.

In der integrativen Pädagogik – das ist jene Pädagogik, die sich mit der Integration von Kindern mit und ohne Behinderung beschäftigt – gibt es ein Paradigma, das mir für Integrationsprozesse, die vom Geist Christi getragen sind, passend scheint: Normal ist verschieden zu sein.⁷ Die Andersartigkeit des neu Hinzugekommen kann für die Gemeinde die Erinnerung daran sein, dass alle Menschen, auch die Alteingesessenen, verschieden sind. „Normale“ Menschen gibt es nicht: Niemand ist immer und durchgehend im Vollbesitz aller körperlichen, seelischen und geistigen Kräfte. Jede/r hat andere Stärken und Begabungen. Normal ist vielmehr, dass Menschen fragmentarisch sind: beeinträchtigt durch

7 Gottfried Adam/Roland Kollmann/Annebelle Pithan (Hg.): „Normal ist, verschieden zu sein.“. Das Menschenbild in seiner Bedeutung für religionspädagogisches und sonderpädagogisches Handeln. Dokumentationsband des Vierten Würzburger Religionspädagogischen Symposiums, Münster 1994.

Besonderheiten einer Lebensgeschichte – Verlust des Arbeitsplatzes, Misslingen von Beziehungen, an körperlichen, seelischen oder geistigen Beeinträchtigungen leiden, enttäuschte Hoffnungen, uneingelöste Träume haben. Aber jede/r kann auch etwas Spezifisches einbringen, auf eine unverwechselbare Weise.

Es kann für eine Gemeinde befreiend sein, wenn sie mit dem Neugetauften gemeinsam lernt, diese Verschiedenheiten – „Nicht-Normalitäten“ – nicht verstecken zu müssen, sondern einander zu unterstützen, zu begleiten und voneinander zu lernen. Erst die bejahende und reflektierte Wahrnehmung und Anerkennung, dass Menschen verschieden sind, bildet die Grundlage für eine „gelungene“ Integration.

Spirituell formuliert dies Aelred von Rivelaux, ein Zisterziensermönch des 12. Jahrhunderts: „Gott könnte jeden, den er erwählt, augenblicklich zur Vollkommenheit führen und jedem einzelnen alle Tugenden schenken. Aber in seiner liebenden Vorsehung handelt er an uns, sodass einer den anderen brauche und in ihm besäße, was er nicht in sich selbst findet. Auf diese Weise soll die Demut bewahrt, die Liebe vermehrt und die Einheit erkannt werden.“ Dies könnte die geistliche Erfahrung eines Integrationsprozesses werden.

5. Warum ist das so schwierig?

Ein psycho-sozio-theologisches Erklärungsmodell (im Anschluss an Wilhelm Bruners)

Warum ist es angesichts dieser exemplarisch angeführten Lernerfahrungen so schwierig, „Neue“ zu integrieren? Von den psychologischen Aspekten war in anderen Referaten die Rede. Ich möchte hier ein Modell vorstellen, das Psychologie, Soziologie und Theologie verbindet.

In konkreten Gemeinden finden sich in der Regel Menschen, die ähnliche Wirklichkeitszugänge und Lebensvorstellungen teilen, daher auch ähnliche Wünsche und Ängste haben. Das hat sozialpsychologische Ursachen: Menschen leben lieber in Gruppen, deren Mitglieder ihnen sympathisch sind. Sympathie ist aber phänomenologisch jenes Übertragungsphänomen, demzufolge jemand glaubt oder annimmt, der Andere hier ist ein bisschen wie ich oder so wie ich gerne wäre. Solche Zugehörigkeit zu ähnlichen Anderen stabilisiert Identität. So fühlen sich Menschen von jenen Menschen angezogen, die ihnen ähnlich scheinen; selten sucht sich jemand bewusst sehr different wahrgenommene Andere zum Lebeteilen (wiewohl gerade dies ausgezeichnete Lernmöglichkeiten wären). So teilen Menschen in einer Gemeinde dann auch bewusste, vor allem aber nicht-bewusste Wünsche und Ängste. Der „Geist“ einer Gemeinde wird daher oftmals von jenen Wünschen und Ängsten geprägt, die allen gemeinsam sind und die selten thematisiert werden. Ein „Neuer“,

der diese Wünsche und Ängste nicht teilt (oder diametral entgegen gesetzte hat), kann das bewusst machen – und so Konflikte erzeugen.

Der Religionspädagoge Wilhelm Bruners⁸ hat 1994 ausgehend von den tiefenpsychologischen Analysen Fritz Riemanns zur Frage von Angst und Persönlichkeitsstruktur und Georg Schmittchens soziologischen Studien zu menschlichen „Lebensheiligtümern“ – das sind Grundwünsche und Hoffnungen – eine Typologie entwickelt, die zeigt, wie durch spezifische Ängste und Wünsche geprägte Persönlichkeitsstrukturen mit dem jeweiligen Gottes-, Christus- und Kirchenbild zusammenhängen können. Wie alle Typologien ist auch diese schematisierend und vereinfacht eine komplexe Wirklichkeit. Aber dieses Modell kann hilfreich sein, will man spezifische Gemeindetypologien in ihren theologischen, christologischen und ekklesiologischen Färbungen differenzierter wahrnehmen.

Zunächst charakterisiert Bruners vier verschiedene Persönlichkeitsstrukturmerkmale, die in polarer Spannung zueinander stehen. Vier Grundformen von Angst werden dabei unterschieden (nach Riemann), denen vier Wünsche komplementär entsprechen. Diese Ängste und Wünsche trägt jeder Mensch in sich. Sie stehen zueinander in Spannung und müssen immer wieder ausbalanciert werden. Bruners beschreibt sie folgendermaßen:

- Pol 1: Da ist der Wunsch nach Individualität und Einmaligkeit; dieser verbindet sich mit der Angst des Menschen vor zu viel Nähe und Abhängigkeit. (Nach Riemann nennt Bruners das die schizoide Persönlichkeitsstruktur.)
- Pol 2: Dem Wunsch nach Nähe, Geliebt werden, Gemeinschaft und Beheimatung entspricht die Angst vor Einsamkeit, Ablehnung und Isolation (genannt: depressive Persönlichkeitsstruktur).
- Pol 3: Dem Wunsch nach Ordnung, Gerechtigkeit und festen Normen entspricht die Angst vor Chaos, Unsicherheit und Prinzipienlosigkeit (zwanghafte Persönlichkeitsstruktur).
- Pol 4: Der Wunsch nach Freiheit und Beweglichkeit, Weiterentwicklung und Prozesshaftigkeit verbindet sich mit der Angst vor Unfreiheit, Bewegungslosigkeit und Erstarrung (hysterische Persönlichkeitsstruktur).

Ein Bild zeigt, wie diese Pole zueinander in Spannung stehen. Deutlich werden auch die Spannungen, insbes. zwischen Pol 1 und 2, bzw. 3 und 4. Hier können innerpsychische Spannungen entstehen, aber auch intrapersonale Konflikte, wenn Menschen aufeinander treffen, die einen der beiden Pole stärker ausgeprägt haben.

8 Wilhelm Bruners: Gottesbild und Persönlichkeitsstruktur, in: Lebendige Katechese 16, 1994.

Auch wenn jeder Mensch alle vier Strukturmerkmale in sich trägt: Je nach Biographie und Lebenssituation werden bestimmte Pole stärker ausgeprägt sein als andere. Psychisch kranken Menschen gelingt es überhaupt nur mehr schwierig, die Pole auszubalancieren, sie sind einseitig geworden.

Menschen nehmen diese ihre jeweiligen Wünsche und Ängste auch in Gruppen mit. Dementsprechend verschieden sind ihre Erwartungen und Befürchtungen. So werden die „Schizoiden“ in einer Gruppe viel Freiheit und Unabhängigkeit brauchen; Distanzierung ist für sie kein Ausdruck von Ablehnung, sondern Selbstschutz vor als allzu bedrohlich empfundener Nähe. Umgekehrt: Depressive brauchen in einer Gruppe viel Stabilität und Sicherheit, die Distanzierungswünsche von Schizoiden können sie als bedrohlich erleben. Lebendige Gruppen sind geprägt von der Heterogenität solcher „Typen“ – die verschiedenen Wünsche und Ängste können bearbeitet werden und man korrigiert, begleitet und lernt voneinander. Die Zwanghaften können lernen, mit Freiheit umzugehen; die Hysterischen können erfahren, dass Regeln durchaus Sinn machen. Dies braucht freilich reflexive Auseinandersetzung. Manchmal sind Gruppen (und Gemeinden) aber auch von einem bestimmten Merkmal dominiert: So weisen katholische Gemeinden nicht selten „depressive“ Merkmale auf. Man stelle sich vor, was passiert, wenn ein schizoid strukturierter Mensch auf eine solche Gruppe stößt. Seine Wünsche nach Freiheit und Individualität können die Gruppe schwer irritieren (ängstigen), umgekehrt kann sich der „Neue“ leicht „aufgefressen“ fühlen. Oder ein eher zwanghaft strukturierter Mensch, der auf eine hysterische Gemeinde stößt: Er kann verstört werden durch eine „Ordnung“, in der immer alles in Bewegung, nichts klar geregelt ist.

Bruners überträgt ausgehend von seelsorglichen Erfahrungen dieses Strukturmodell nun auf Gottesvorstellungen, Christus- und Kirchenbilder.

- Der *schizoide* Mensch trägt als Glaubender ein transzendentes, omnipotentes Gottesbild in sich. Gott ist absolut, einmalig, einzigartig, allmächtig und jenseitig. Er hat Angst, ein allzu naher Gott werde zu klein gemacht. Christus ist der Kyrios. Hierzu korreliert ein hierarchisch-transzendentes Kirchenbild, das auf Unterschiede großen Wert legt. Angst vor Nivellierung und Gleichmacherei lassen solche Menschen tendenziell kritisch und misstrauisch gegen allzu vertraute Geschwisterlichkeit sein. Gehorsam und Autorität sind hier wichtig, ebenso der Wunsch nach klarer Führung, nach transparenten Über- und Unterordnungen.

- Der *depressiv* strukturierte Mensch sucht vor allem die Nähe Gottes, seine Gemeinschaft, sein Mitsein. Ein unendlich jenseitiger Gott, den er nicht erreicht, macht ihm Angst. Christus ist der Immanuel. Hier trifft man auf das Kirchenbild einer geschwisterlichen Kirche ohne Unterschiede zwischen den Menschen. Kirche ist Heimat. Eine hierarchische Kirche

macht Angst. Nestwärme ist zentral – für ihn und für die Anderen. Kirche tritt für die Kleinen und Schwachen ein. Konfliktscheu ist typisch für dieses Kirchenbild. Angst vor Bevormundung und Beherrscht-werden ebenso.

- Für den *zwanghaft* strukturierten Menschen ist Gott ein gerechter und strenger Richter, der die Guten belohnt und die Bösen bestraft. Ein unberechenbarer Gott ohne klare Regelungen macht Angst. Gott ist Garant für klare Prinzipien. Ein Gott, der mit den Menschen einen Weg geht, sich dabei sogar verändert, macht ihn eher unsicher. Christus ist der Richter. Daher braucht die Kirche klare Ordnungen und Strukturen, Katechismen und Rechtsvorschriften. Angst vor Veränderungen und Richtungslosigkeit sind groß.

- Für die *hysterische* Persönlichkeitstruktur ist Gott ein Gott der Freiheit, der Gott des Exodus, der in Zelten wohnt. Ein Richtergott, der ohne Unterschied im Ansehen die Person richtet, macht Angst. Christus ist der Prophet. Kirche wird hier zum charismatischen Ort der Bewegung, des Unterwegsseins. Strukturen und Weisungen sind nur Hilfsmittel, Grenzen akzeptieren fällt schwer. Diese Menschen haben Angst vor zu viel Struktur und Gesetz.

Nochmals: Diese Typologie ist holzschnittartig, die Realität ist vermischt. Auch die pathologisierenden Begrifflichkeiten sind eher problematisch und gehören überdacht. Aber deutlich wird: Jedes Gottes-, jedes Christus- und jedes Kirchenbild findet sich in Schrift und Tradition und hat seine Berechtigung. Jedes hat seine spezifischen Stärken und Schwächen – aber jedes birgt auch Einseitigkeiten in sich, die der Korrektur durch die Anderen bedürfen. Vor allem aber wird der Zusammenhang zwischen diesen Bildern und menschlichen Wünschen und Ängsten deutlich.

Dieses Modell lässt so manchen Konflikt im Verlauf von Integrationsprozessen erklären: als eine Summe aus psychologischen, soziologischen und theologischen Fragen. Zugleich wird die Möglichkeit sichtbar, dass bei reflexiver Einholung dieser meistens nicht-bewussten Dimensionen Lernen, Entwicklung und Wachstum möglich werden – gerade an den Differenzen. Integration kann an diesen Strukturmerkmalen scheitern; aber miteinander ins Gespräch zu kommen über Wünsche und Ängste und deren Zusammenhang mit Gottes-, Christus- und Menschenbildern – nicht nur dogmatisch, sondern existenziell – weitet den Horizont der Gemeinde und der Neugetauften. Die Klarheit über sich selbst kann dabei wachsen, die Persönlichkeit sich weiten, wie die jeweiligen Bilder von Gott, Christus und Kirche an Fülle gewinnen und neue spirituelle Erfahrungen eröffnen können.

6. Abschluss

Ich habe versucht, einige zur Auseinandersetzung anregende Impulsfragen zu thematisieren. Integrationsprozesse von neuen Christ/innen sind aus der Sicht von der Gemeinde eine Chance auf Lernprozesse – Selbstreflexion, Selbstvergewisserung, Entwicklung und Wachstum: persönlich, spirituell, theologisch, christologisch und ekklesiologisch. Der Neugetaufte kann dazu anregen, sich über Fragen auszutauschen, die man schon lange nicht mehr gestellt hat – und die alle angehen. Darin kann und soll er dann seinen je spezifischen Beitrag erbringen können.

Was es dazu braucht:

- Elementar für solche Lernprozesse sind kleine, überschaubare Gruppen. Eine Gemeinde (im Sinne einer Pfarrei) als Lernort ist zu anonym und zu groß. Aber sie kann zur Bildung von solchen Kleingruppen stimulieren. Sorge ist dafür zu tragen, dass die einzelnen Gruppen untereinander in kommunikativem Austausch bleiben und umeinander wissen. Anleihe nehmen kann man hier beim Modell der „small Christian communities“, jenen Basisgemeinden, die im Anschluss an das Konzil in vielen Missionsländern entstanden sind als Neustrukturierung von Pfarreien. Diese kleinen Gemeinschaften sind dezentral vernetzt. Charakteristisch für sie ist die Suche nach einer ganzheitlichen Lebenserfahrung und christlicher Identität im Alltag, die biblische Orientierung sowie das gesellschaftliche Engagement, insbesondere für die Marginalisierten. Die traditionelle Pfarrgemeinde als Verwaltungseinheit kann von daher ihre Aufgabe neu überdenken und Motor, Drehscheibe und Plattform – Stimulatorin – solcher Gruppen sein. Dies erleichtert es dem Neugetauften, in größerer Pluralität den eigenen Ort zu finden. Solche Kleingruppen können Gemeinde umgekehrt verändern.
- Zur Inszenierung eines solchen Integrationsprozesses, in dem auch Gemeinde als ganze lernt, bedarf es einer starken und klaren Leitung, die dazu ermächtigt und unterstützt. Je stärker Pluralität und Individualität gefördert werden, desto klarer und strukturierter müssen Regelungen für das Zusammenleben, für Kommunikation, Teilhabe und Entscheidungskompetenzen sein.
- Der neue Christ, die neue Christin brauchen einen persönlichen Begleiter, der sie auf dem Weg der Integration begleitet und unterstützt, den Prozess reflektiert (im Idealfall von außen) und die Kommunikation mit der Leitung der Gemeinde pflegt. Probleme und Konflikte können hier zeitgerecht wahrnehmbar und Lösungen gesucht werden, damit der Weg in die Kirche gut gelingen kann. Entscheidend ist dabei die Orientierung an der Biographie des Neuen.

- Gemeinden brauchen kommunikative und strukturelle Vernetzung hinein in den Raum der Kirche, damit ggf. ein Ortswechsel für den Neugetauften möglich ist und seine Verortung in der Kirche nicht am Scheitern an einer Gemeinde zu Ende ist. Mehr Durchlässigkeit schadet den Gemeinden nicht.
- Unabdingbar ist die Bereitschaft einer Gemeinde, sich auf einen solchen Lernprozess einzulassen; nicht nur einen „Neuen“ „einzugemeinden“, sondern sich selbst in Frage stellen und verändern zu lassen. Dazu gehören Liebe zur Pluralität, Wahrnehmung von Differenz als Entwicklungsmöglichkeit und Bereitschaft zu Konflikt, Schmerz und Mehrung der Liebesfähigkeit.